

**Jonas Gren**

**Der Chromosomenpark**

aus dem Schwedischen von Hanna Granz

### **Aus: Tausend kleine Vulkane**

Nachts konnte es vorkommen, dass sich der Kiosk, das grüne Holzhäuschen aus ihrem Kindheitspark, in eine Kapsel verwandelte, die Ella von der Erdoberfläche forttrug. Sie hatte irgendwie die Idee, dass Vera in Form einer Mutter, die sich um einen Körper am Rand des Sonnensystems drehte, weiterlebte. Die Temperatur sank. Ella sah die wirbelnden Marsstürme. Jupiter ganz in der Nähe wie die Energie einer riesenhaften, stummen Arena. Die Ringe des Saturn. Den blaugrünen Uranus mit seinem gefrorenen Methan im Himmel und Neptuns stürmisches Blau. Um Charon, den größten Mond Plutos, begann sie zu kreisen. Runde um Runde in der eisigen Leere. Durch ihr Teleskop sah sie einen blassblauen Punkt, die Erde, und ihr wurde klar, dass jemand, der das Licht maß, die Veränderung wahrnehmen würde: Ihr Heimatplanet begann immer heftiger zu leuchten.

Ein Metallring tauchte neben ihr auf. Durch das Kioskfenster streckte sie einen elektrischen Schraubenzieher und eine Schraube nach draußen, die sie in die Mutter fummelte, dann drückte sie auf den Knopf. Das Gewinde lief in die falsche Richtung. Es war Vera.

Bei ihrer vorletzten Begegnung in der physischen Welt saßen die beiden Schwestern auf dem schartigen Eichenparkett in Veras ehemaligem Zimmer. Vera hielt ihr gelbes Kaninchen Rebecka hoch, dessen Polyester-Füllung aus den Eingeweiden quoll, und steckte es in einen schwarzen Müllsack mit der Aufschrift ÅVC. Ihre Schwester, der es schwerfiel, die

Kremierung von Erinnerungen zu akzeptieren, verteilte ihre Sachen auf Kartons, auf denen entweder ELLAS SACHEN ZUM AUFHEBEN oder ERIKSHJÄLPEN stand. Als Vera ein Notizbuch mit Geschichten über hüpfende Lehnstühle und Planeten aus Salz wegwerfen wollte, das ihnen beiden gehörte, protestierte Ella und legte es zu ELLAS SACHEN ZUM AUFHEBEN. Ab und zu kam ihre Mutter Anna rein, um die bereits sortierten Sachen rauszutragen und weitere, noch nicht durchgesehene Kisten zu bringen. Ganz unten in einem der letzten Kartons fanden sie die blaue Metallkassette mit dem Schloss.

„Mama, haben wir irgendwo eine Kneifzange?“, fragte Vera, und Anna kam mit einer Schere an. Vera seufzte. Anna verschwand und kehrte mit einer Handbügelsäge zurück, und jetzt konnten sie das kleine Vorhängeschloss zersägen und die Kiste öffnen. Ihre Mutter stand in der Tür und sah zu.

„Was ist das für eine Kiste?“, fragte sie.

„Geheim“, sagte Ella.

„Geh raus“, befahl Vera, und ihre Mutter gehorchte.

Ein Geruch schlug ihnen entgegen, nach Park. Nach der Grünanlage, die man von Veras Fenster aus sehen konnte - hatte sehen können -, ein Zipfel Stadtwald, Rasenflächen, ein Sandkasten und der Kiosk. Zu irgendeinem Zeitpunkt hatte das Boden-Umwelt-Amt der Stadt ein Geschäft gemacht. Vor Veras Fenster, unter einem anderen Himmel, erhob sich jetzt das neue Laborgebäude des Biomedizinischen Zentrums.

Die Kiste wurde nach oben hin geöffnet. Zuerst lag ein herausnehmbares Fach mit sortierten Steinen, Schneckenhäusern, Samen, getrockneten Insekten und Würmern. Ella nahm es heraus, und die wesentlichen Dinge kamen zum Vorschein: der Flachmann, die Papiere mit den

Grabungsaufzeichnungen sowie Bellas Zeichnung des Berf. Es war schwierig, diesen Geruch zu definieren: faulig, süß? Die stürmischen Herbstabende. Ella spürte wieder den Spaten in ihrer Hand. Graben, schufteten, sich unter der Pappel ausruhen. Vera schienen die Fundstücke nichts zu bedeuten.

„Die Kiste gehört wahrscheinlich ins Altmetall, was noch drin ist, in den Restmüll, oder?“, fragte Vera.

„Ich kümmere mich darum“, sagte Ella.

# 1

Von der Kuppe des Himmelsbergs aus kann man die ganze Stadt überblicken. Milton steht neben mir. Die Hände auf die Oberschenkel gestützt, schnauft er kurzatmig und wischt sich das Gesicht am T-Shirt ab. Der Horizont sowie der halbe Himmel glühen rotorange.

„Scheiße, Mann, so ein Dreck!“ Wütend wedelt er eine Wolke von Insekten fort.

„Autsch, die hat mich gebissen. Scheiß Bremse.“

Er rennt einmal im Kreis und wedelt weiter mit den Händen. Ich kann mir ein Lachen nicht verkneifen.

„Dich lassen sie wohl in Ruhe?“, fragt er.

„Ja, geht. Wahrscheinlich zieht Schweiß sie an?“

Er fragte, wie schnell wir waren, ich antworte, elf km/h.

„Auch auf dem steilsten Stück?“

„Glaube schon“, sage ich.

„Das ist ziemlich schnell.“

Die Sonne ist schon fast untergegangen. Ich sehe das weiße Dach des Gebäudes, in dem wir arbeiten. Den Parkplatz mit den Autos der Nachtschicht. Drinnen sitzen jetzt die Kollegen und überwachen die Paarungen und das Schlüpfen. Füttern die Spinnenbabys mit ausgedienten Spinnenweibchen und warten darauf, dass es Morgen wird und wir übernehmen. Ich sehe den grasbedeckten, eingezäunten Teil des Dachs, den Lancierungsplatz für die Spinnen. Und auf der gegenüberliegenden Straßenseite: die Mietshäuser, wo Milton und Klara wohnen. Die Geschäfte. Das leichte Gefälle zum

Fluss hinunter, das langsam dahinströmende Wasser. Die Windräder auf dem Berg. Die Waldstücke, die wie unrasiert Bartinseln aus den schimmernden Feldern mit den Reflektorplanen ragen.

Klara kommt mit schweren Schritten die Steigung herauf. Das schweißnasse Haar klebt ihr im Gesicht. Eine Strähne steckt in ihrem Mund, wie ein Schlauch, aus dem sie trinken könnte.

„Das ist doch krank!“, sagt Milton und lässt die Arme kreisen wie Rotorblätter, „ich muss mich bewegen.“

Er joggt über den Gipfel, eine ebene Fläche, auf der man mit dem Hubschrauber landen kann. Klara und ich sehen schweigend zu. Sie klatscht sich mit der Hand in den Nacken, schnappt sich den spastischen kleinen Körper und hält ihn mir hin, mit seinen gestreiften Flügeln.

„Schon ganz hübsch, oder?“, sagt sie. Dann lässt sie die Bremse fallen, tritt drauf und dreht den Fuß einmal hin und her.

„Kommt!“, ruft Milton. „Das müsst ihr sehen!“

Wir bewegen uns langsam über den Asphalt mit den aufgemalten Linien. Solche plötzlichen Ortswechsel machen mich nervös. Ich frage Milton, wie es da, wohin er uns mitnehmen will, aussieht. Es sei eine Longboard-Bahn, sagt er.

„Also asphaltiert?“

„Auf jeden Fall!“

Die Bahn führt in Serpentina abwärts, mit steilen Wällen und Zäunen zu den Absätzen hin. Wir bewegen uns langsam das sanfte Gefälle hinunter. In der dritten Kurve bleibt Milton stehen und deutet mit dem Finger. Unter uns am

Steilhang im Dunkeln ein dichter Nadelwald. An seinen Ausläufern ist der Boden mit schimmernden Planen bedeckt, ausgenommen eine etwas kleinere, grasbewachsene Fläche. Und da stehen sie: mit großen, gebogenen Stoßzähnen und braunem Fell, das sich wie wogendes Gras in der Brise bewegt. Sie kauen und schnauben. Klara und Milton zücken die Handys und machen Fotos. Wo der Zaun hinter den Fichten verborgen ist, sieht es aus, als würde die Megafauna frei über die Erde wandern.

Ich bin hierhergekommen. Vor einem Jahr noch bin ich von der Wohnung zum Center in der Wüste gependelt. Jetzt pendle ich zwischen meinem Häuschen und den Industrieanlagen durch Kahlschlag und Wälder. Alles verändert sich. Das meiste bleibt gleich.

Die Sonne ergießt sich über die Landschaft. Es heißt, die Sümpfe würden ebenso orangerot leuchten wie der Himmel, wenn es Abend wird. Ein Moltebeerjahr ohnegleichen, laut meiner Nachbarin, die schon draußen war.

Die Lupinen sind verblüht. Das blau-weiße Meer zu beiden Seiten der Straße ist grauen, haarigen Hülsen gewichen.

Die Schotterstraße, die Sonne, die hellen Böden.

Auf gerader Strecke beschleunige ich auf 102 km/h, dann kommt der Bahnübergang, es blinkt rot und bimmelt, die Schranken gehen herunter. Ich brems ab und gleite über die Fahrbahn, bleibe stehen, drehe den Zündschlüssel um und lasse die Fensterscheibe herunter. In der Nacht hat es endlich geregnet. Die Luft, mild und feucht, dringt mit Mücken ins Wageninnere. In dieser Stille, während ich auf

den Zug warte und die Insektenweibchen ihre Rüssel in meinen Nacken, meine Stirn, meine Hände bohren, ist es, als würde es in mir singen. Ein starkes, klares Gefühl. Der Güterzug lässt die Erde beben. Die Schranken öffnen sich wieder. Das letzte Stück zur Arbeit fahre ich in einer sanften, hoffnungsvollen Stimmung. Ich parke das Auto, begeben mich ins Gebäude, desinfiziere mir die Hände, ziehe mich um, logge mich auf der Station ein, und das Gefühl ist verschwunden. Alles was bleibt, sind die Spinnenbabys und der Schein der Leuchtstoffröhren. Und Klara, die mir schräg gegenüber sitzt, Kopfhörer auf den Ohren. Und Milton, dessen Füße hinter mir den Takt zu etwas stampfen, vermutlich Hiphop.

Der Arbeitstag vergeht wie immer in letzter Zeit. Ich führe die mechanischen Handgriffe durch. Hänge in denselben Erinnerungsschleifen fest.

Ich bin hierhergekommen, die Idee war perfekt. Das kleine leerstehende Haus. Ein Job, der gemacht werden muss, und von dem ich dachte, er passe zu mir. Und der Fluss. Die Wälder. Die große, stumme Landschaft. Die stillen Morgen auf der Veranda. Der Blick über die Felder, den kleinen See. Ich höre die Vögel. Das Rufen. Sowohl des Rotwilds als auch der Nachbarskinder. Es gibt den Frieden, aber ich spüre ihn nicht.

Hätte ich gewusst, wie abgeschnitten und hilflos ich mich hier fühlen würde, hätte ich mich anders entschieden.

Nicht lange, nachdem ich mich in dem alten, mit Eternitplatten verkleideten Per Albin-Häuschen der Familie niedergelassen hatte, das auf einem langsam nachgebenden Betonfundament errichtet ist, stand mein Entschluss fest:



Ich muss umziehen, noch einmal. In die Stadt. Egal welche. Hauptsache ich entkomme diesem eisüberzogenen Wahnsinn mit Dauerregen und Finsternis.

Es war Februar. Der Frühling schien wie eine Fata Morgana. Natürlich war es ein Fehler gewesen, die Gegebenheiten vorher nicht gründlich zu prüfen. Nicht, dass meine Mutter mich nicht gewarnt hätte.

„Aber Ella, du musst doch einsehen, dass es hart ist, allein dort zu leben. Vor allem im Winter. Und angesichts deiner ...“

„ ... angesichts meiner besonderen Bedürfnisse soll ich meine Träume herunterschrauben?“

„Das habe ich nicht gesagt, oder? Ich meine nur, du solltest es vielleicht realistisch sehen und noch mal darüber nachdenken?“

Ich dachte noch mal darüber nach und tat genau das, wovon sie mir abgeraten hatte. Ich ließ mich in dem Häuschen nieder, die Familie erklärte sich einverstanden, dass ich es bis auf weiteres für so gut wie nichts mietete, denn es stand leer, niemand schaffte es mehr oder hatte Zeit, hinzufahren. Innerhalb von nur drei Wochen verbrauchte ich alles Brennholz, das noch da war. Die Elektroheizkörper machten die Luft ganz trocken. Ich drehte sie herunter, um Geld zu sparen, ertrug aber die Eiseskälte nicht und drehte sie wieder auf. Ich hatte keine Kraft. Der Wäschekorb quoll über, ich stank wie ein Landstreicher. Eines Morgens nach einem Schneesturm rutschte ich über die nichtgeräumte Einfahrt. Ich konnte mir nicht selber helfen.

„Das sieht nicht gut aus“, sagte der ältere Mann mit der gefütterten Kappe, der in meinen Flur trat, es war ein Dienstag im März.

Er hatte gesehen, dass mein Auto vor der Tür stand und dass kein Rauch aus dem Schornstein kam. Aus irgendeinem Grund wusste er, dass ich Tagschicht in der Stadt arbeitete. Als er anklopfte, dachte ich, es wäre ein Vorgesetzter, vielleicht meine Teamleiterin Siri, die einen Kontrollbesuch machen wollte. Ich hatte mich krankgemeldet, weil ich mit dem Auto nicht wegkam. Ich saß in der Küche, die Ei-saa-peittää-Heizung voll aufgedreht, es roch nach verbranntem Schaf und Schweiß, und ich trank schwachen Jasmin-Tee aus einer Batman-Tasse. „Keine brennbaren Gegenstände auf den Heizkörper legen“, las ich, die Füße in den Wollsocken auf der heißen Oberfläche abgelegt. Der Mann guckte zum Küchenfenster herein, und als ich sah, dass es ein Fremder war, rief ich „herein“. Er wohnte ein paar Häuser weiter und hieß Lars. Später erfuhr ich, dass er im selben Jahr und am selben Tag geboren war wie mein Vater. Er fragte, wie es mir gehe. Ich sagte, ich sei zu Hause, weil ich krank sei. Als er fragte, was ich denn für eine Krankheit hätte, antwortete ich nicht.

„Du brauchst Hilfe. Es ist hart, im Winter allein hier zu leben“, sagte er.

Er habe bereits mit meinen nächsten Nachbarn gesprochen. Sie würden im Laufe des Tages mit einer Schneefräse vorbeikommen. Er selbst verkaufe Brennholz. Für einen erstaunlich hohen Preis - „ich sage immer, Holz wächst nicht mehr auf den Bäumen“, sagte er - würde er mir den Schuppen vollmachen und es mir bei Bedarf auch reintragen.

Er empfahl mir, nach Möglichkeit ergänzend eine Luftwärmepumpe anzuschaffen, doch ich sagte, es sei nicht mein Haus und ich könne es mir wahrscheinlich ohnehin nicht leisten. Er warf einen raschen Blick auf die kleine Kammer in der Küchenecke, auf die Berge leerer Milchkartons und Plastikverpackungen.

„Darum kümmere ich mich ebenfalls“, sagte er.

„Das ist aber nett“, entfuhr es mir, aber er bestand darauf, dieses Angebot nicht aus Nettigkeit, sondern aus Notwendigkeit zu machen.

„Wie soll ich es machen?“, fragte ich. „Normalerweise sortiere ich Plastik in Plastiksäcke, Papier in Papiertüten und Altglas in Eimer.“

„Das passt. Sortiere du schon mal.“

Als ich einige Zeit später bei ihm vorbeifuhr, sah ich, wie er das große Feuer auf seinem Hof mit Wertstoffen fütterte.

Das Eine, was passierte, war, dass ich Hilfe bekam. Dass ich also trotz allem blieb, hatte mit den Leuten zu tun, nicht mit den schnurgeraden Straßen und den großartigen Ausblicken, von denen ich geträumt hatte. Das Andere war die Gesellschaft menschlicher Wesen wie mir selbst. Ich hatte mich getäuscht, als ich gedacht hatte, die Landschaft allein würde meine Bedürfnisse schon erfüllen.

„Fühlst du dich nicht manchmal ganz schön einsam?“, fragte Klara in einem unserer ersten vertraulicheren Gespräche. Ich antwortete, dass ich immer ein selbstständiges Individuum gewesen sei. Zudem würde ich die Bezeichnung „allein“ vorziehen. Ich kam allein zurecht.

Selbstständigkeit führt in der Konsequenz zu Einsamkeit.  
Trockenheit führt zu Wüsten.

Ich hatte bereits zwei Monate in Ödsele gearbeitet. Wir waren in der Vorfrühlingszeit abends in der Stadt unterwegs, Klara, ich und Milton. In der Masse anonymer, zumeist junger Menschen, die schweigend ihrer Tätigkeit im Reprozentrum Athena nachgingen, hatten wir uns gefunden. Die Amseln zwitscherten. Der Schneematsch des Tages war wieder gefroren und knisterte. Es herrschte diese ganz eigene Mischung aus Trauer und Vorfreude, die in diesen Breitengraden die Aprilabende prägt. Ein berausches und klares Gefühl von Zukunft und Verfall.

Milton und Klara kannten sich schon eine Weile, als ich zu ihnen stieß. Sie gehörten zur „alten Garde“, die schon seit mehr als einem Jahr bei Athena arbeitete. Sie waren – rein äußerlich – sehr verschieden. Milton trug Jogginghosen, grüne Turnschuhe und Kapuzenpullover. In seiner Freizeit Jagdausrüstung. Klara dagegen bunte Kleider, im Winter Dufflecoat, und sie wechselte ständig die Haarfarbe. So läuft das, an Orten wie diesem: Man tut sich zusammen mit dem, was gerade ist. Ich glaube, sie fühlten sich rein physisch zueinander hingezogen, und dann stellte sich heraus, dass sie über dieselben Dinge lachten. Er überredete sie, ihn zum Angeln oder auf die Elchjagd zu begleiten. Sie zeigte ihm Filme und Fernsehserien, von denen er nie zuvor gehört hatte. Und dann schliefen sie miteinander. Sie wirkten so natürlich. Ich sah, wie einer von ihnen die Hand des anderen berührte, und vermutete, dass sie glücklich waren. Was an jenem Abend passierte, als wir uns im letzten

Tageslicht über unsere Pläne für die nähere Zukunft unterhielten - Milton wollte Teamleiter und Regionalmanager werden; Klara wollte was mit Büchern machen - und sie dann zu Klara nach Hause gingen, während ich mit dem Auto zu mir fuhr, war, dass das Leben, das ich mir eingerichtet hatte, mir plötzlich als das erschien, was es war: das einer Möwe. Dabei gab es Pfauen.

Heute arbeite ich seit genau hundert Tagen im Reprozentrum. Dass ich ausgerechnet hier gelandet bin, ist nicht selbstverständlich. Ich saß in meiner Wohnung in der Halbwüste vor dem Computer und scrollte durch die Stellenanzeigen bei Athena. Es war das Raue, was mich anzog. Eine richtige Arbeit. Eine Lücke tat sich für mich auf und ich schlüpfte hinein. Oder hinaus.

Die Hochsommersonne wird an unserem Arbeitsplatz von den hohen Tannen gefiltert, die direkt neben dem Gebäude stehen. Ich parke, fahre hinein, ziehe mich um und begeben mich auf die Station. „Liefere, glänze und leb dich aus“ lautet der Text des Bildschirmschoners vor dem Hintergrund eines Strands unter weitem Himmel. Ich logge mich ein. Die Uhr läuft, das Band schaltet sich ein. Die erste Plastikschachtel mit Luftlöchern trifft ein. Etwa fünfzig kleine, beinahe durchsichtige Körper kriechen auf dem Boden herum. Frisch geschlüpfte Braune Krabbenspinnen, *Xysticus Cristatus*. Ein müdes Weibchen mit hellbraunem, gestreiftem Körper - wie Kaffeekunst mit weißen Schaumstreifen - hat sich in eine Ecke verkrochen. Sie ist fertig. Hat alle ihre Eier gelegt. Ich drücke auf den Knopf, der den Deckel

öffnet, und senke den elektrischen Arm mit der Nadel, führe diese in ihren Rücken ein und injiziere ihr die Kalklösung. Dann ziehe ich die Nadel wieder raus, fahre den Arm hoch, schließe den Deckel und lasse die Schachtel weiterfahren. Eine weitere Schar Spinnenbabys sowie ein ausgedientes Weibchen vor mir. Ich wiederhole die Prozedur. Innerhalb kürzester Zeit werden die Jungen sich über das Weibchen hermachen, ihr Gift in sie spritzen, sodass sie sich auflöst und sie selber die Nährstoffe aufsaugen können. Das nennt sich Matriphagy. Das Kind frisst die Mutter.

Jedes Weibchen legt insgesamt dreimal Eier. Die Mütter reichen also nicht für alle Jungen. Das Hauptfutter besteht aus kalziumangereicherten Mehlkäfern.

Milton und Klara machen dasselbe wie ich. Wir sind etwa hundert im Reprozentrum in Ödsele. In anderen Bereichen des Gebäudes werden die aktiven Männchen und Weibchen gefüttert und Paarung, Eierlegen und Schlüpfen überwacht. Verbrauchte Männchen werden an die Weibchen verfüttert. Wenn die Jungen das von uns vorbereitete Futter bekommen haben und flugbereit sind, werden sie zur Lancierung hochgeschickt.

Wir sind ein kleines Zentrum. Es gibt noch ein wesentlich größeres, einige Kilometer entfernt in Svanberget. Die Firma nördlich von Dalälven wird von Norrkraft für Athena betrieben, das größte Unternehmen weltweit. Insgesamt gibt es zweihunderttausend Angestellte auf der Welt, die ballonfliegende Spinnen verschiedener Arten füttern, um sie in die Stratosphäre aufsteigen zu lassen. Unsere Teamleiterin Siri betont immer wieder die Bedeutung unserer Arbeit.

„Denkt dran“, sagt sie. „Ihr seid es, die dafür sorgen, dass das Thermostat der Erde funktioniert.“

Im hellen Licht, das so kalibriert ist, dass niemand dabei einschlafen kann, denke ich an den Raum. Die Decke und die Wände. Und an den Raum draußen mit der Materie der Luft und der Sonne, die immer irgendwo scheint und nur teilweise durch das Ozon und die Aerosole abgebremst wird. Und an den Raum, zu dem die Sonne wie auch der Mond und unser steinerner Planet und all die anderen Himmelskörper gehören, die die Raumzeit krümmen, indem sie sich so bewegen, dass kleinere Gegenstände in ihre Richtung rutschen. Den Mond, der permanent den Hang hinunterstürzt, den die Erde durch ihr Vorwärtstürmen schafft. An meinem Arbeitsplatz gibt es nichts, was Zeit oder Raum krümmen würde. Acht Stunden sind acht Stunden, für die Nachtschicht, die Tagschicht und die Abendschicht. Das Lumen der Leuchtstoffröhren ist konstant. Die Entfernung zwischen dem Pausenraum, den Arbeitsstationen und den Umkleiden ändert sich nicht. Ich brauche fünf Minuten, um zur Kantine zu kommen. Ebenso viel Zeit brauche ich wieder zurück. Zieht man dann noch den Toilettenbesuch ab, bleibt mir eine Viertelstunde, um zu essen.

Um 17 Uhr logge ich mich aus. Als ich die Ausgangstür aufdrücke, hängt die Hitze davor wie ein Vorhang. Staub wirbelt auf, als die anderen Autos losfahren. Die Sonne beleuchtet die wirbelnden Partikel. Es knistert im Mund. Ein Geruch nach sommergebackener Kiefernheide. Klara sagt, sie sei müde und wolle nach Hause und etwas lesen. Sie radelt davon. Milton muss zu den Anlagen des Fischpflegevereins bei den Gädd-Seen hinauf und Brennholz auffüllen. Er wird in der

Eldpall-Hütte dort übernachten. Früh aufstehen, mit der Fliegenfischrute losziehen und direkt von dort zur Arbeit kommen.

Ich werde nach Hause fahren und zusammenklappen. Ich habe Schlaf nachzuholen. Die anhaltenden Schmerzen in den Gelenken haben im Laufe des Nachmittags zugenommen. Ich öffne den Kofferraum und lasse den Lift per Fernbedienung herunterfahren. Stütze die Hände auf die Griffe des Elektrorollstuhls und stehe auf. Mache zwei langsame Schritte vorwärts und zwei zur Seite. Jetzt kann ich die Räder auf die Schienen des Lifts schieben, ihn hochfahren und im Kofferraum verstauen. Als der Lift beinahe drin ist, hält er an. Ich kenne dieses Geräusch. Versuche es noch mal. Zurück, dann wieder nach vorn. Klonk. Ich gehe die paar Schritte zur Kofferraumtür, hocke mich hin, es zieht mir fast die Knie weg, ich schaue ins Innere der Mechanik. Nichts. Es müsste funktionieren. Ein neuer Versuch, doch an derselben Stelle klemmen die Schienen erneut. Ich gehe wieder in die Hocke. Die Sonne knallt herunter. Diesmal leuchte ich mit der Taschenlampe meines Handys hinein. Da sehe ich es: ein fünf mal fünf Millimeter großes Steinchen. Ich nehme meinen Haustürschlüssel und versuche ihn herauszufriemeln. Doch der Schlüssel ist zu dick. Aus dem Augenwinkel sehe ich einen Kollegen vorbeigehen. Mein erster Impuls ist zu rufen, doch ich tue es nicht. Stattdessen lasse ich den Stuhl wieder herunterfahren, setze mich, Schweiß rinnt an mir herab.

Ich schließe den Kofferraum und fahre zum Tor zurück. Als ich die Karte einführe, blinkt das rote Lämpchen. Die Tagschicht hat nach 17:30 Uhr keinen Zutritt mehr zum



Zentrum. Ich fahre wieder zum Auto. Halte neben der Fahrertür, hieve mich auf den Sitz, schließe die Tür, drehe den Zündschlüssel, schalte die Klimaanlage ein. Als die Temperatur erträglich wird, kann ich wieder denken.

*Das Werkzeugset.*

Ich öffne die Tür. Setzte mich in den Rollstuhl, fahre zum Kofferraum, öffne ihn, stehe auf und finde den Werkzeugkoffer. Mit einem dünnen Schraubenschlüssel ist es kein Problem, den Stein aus dem Lift zu bekommen. Ich verstaue den Rollstuhl im Kofferraum und fahre los.

Zuhause schlafe ich ein, ohne zu Abend gegessen zu haben. Als ich aufwache, ist es 04:12 Uhr, die Sonne scheint. Ich habe geträumt, ich wäre draußen zwischen den kleinen Wäldern neben einem Berg gewesen und von Fledermäusen angegriffen worden, die aus einer Grotte stürzten, und unsere Teamleiterin Siri wäre unter einer umgefallenen Kuh begraben worden. Ich stehe auf, schneide kalte Kartoffeln in dünne Scheiben und esse sie mit Kräutersalz auf dünnem Fladenbrot, sogenanntem Tunnbröd. Dabei schaue ich aus dem Fenster und denke über meine materiellen Verhältnisse nach, also über Geld. In meinem vorherigen Leben hatte es keine entscheidende Rolle gespielt. Alles, was ich mir wünschte, war im gegebenen finanziellen Rahmen verfügbar gewesen und dieser deshalb unsichtbar. Die Uni bezahlte die Alltagshelferin und das geleaste E-Auto. Nach Abzug von Miete, Lebensmitteln und anderen Bedarfsgütern hatte ich noch genug für spontane Ausgaben wie Restaurantbesuche und Buchkäufe übrig. Ich sparte nichts an. Investierte nicht. Gab nach und nach alles Geld von dem Sparkonto aus, das

meine Eltern für mich angelegt hatten. Es ging für Reisen drauf. Ich besitze keine teuren Sachen, außer dem Rollstuhl. Vera hat so gut wie ihr gesamtes Geld einer Stiftung vermacht, die jetzt von ihrer Freundin Bodia geleitet wird. Ich bekam ein symbolisches Erbe, in Kryptowährung. Aktuell beträgt der Wert den einer durchschnittlichen Socke.

Ich blicke über die Felder, den See und die Kahlschläge am anderen Ufer, die mit schimmernden Planen bedeckt sind. Hier wohne ich jetzt, in Lillåsjö. „In der heutigen Lage“, hat mein Nachbar mir erklärt, „lohnen sich Reflektorplanen und die Entschädigung, die man dafür bekommt, mehr, als wenn man versucht etwas anzupflanzen, das dann doch nur von Schädlingen angegriffen wird oder verbrennt.“ Auf dem leicht abfallenden Gelände zum Fluss hinunter wächst immer noch Wald. Wenn es dunkel ist, ruft das Käuzchen. Und abends knarrt der Himmel. Bis spät in den Juli hinein sind sie zu hören, die verzweifelte Waldschnepfenmännchen, die noch immer kein Weibchen gefunden haben.

Ich gebe die Idee auf, mich noch mal hinzulegen, koche mir einen starken Kaffee und stürze ihn mit viel Milch aus der Batman-Tasse hinunter. Dann fahre ich auf die Veranda. Die Sonne steht bereits hoch am diesigen Himmel, es sieht aus wie Seifenwasser, klarer wird es nicht mehr. Ich nehme ein Art Vibrieren wahr und überlege, ob die Nervosität von außen oder von innen kommt. Da ist irgendetwas, doch wenn ich versuche es zu fassen, zerspringt es wie ein Netz aus gesponnenem Zucker. Ich bin vor kurzem siebenunddreißig geworden. Meine Mutter war siebenunddreißig, als sie Vera bekommen hat. Eine leichte Brise weht mit einem Duft nach gemähtem Gras herüber. In der Ferne das Geräusch einer

Motorsäge. Ein paar Vögel. Frühe hatte ich die Ruhe zu lesen. Da hätte ich hier mit einem dicken Roman, einem Fachbuch über Schnecken oder ausgedruckten Artikeln über den himmlischen Diamanten gegessen. Jetzt flimmern mir die Buchstaben vor den Augen. Ich habe Angst, die Eindrücke könnten etwas in mir auslösen. Ich möchte so lange betäubt bleiben, dass ich die Sehnsucht danach, die Betäubung möge nachlassen, nicht mehr spüre. Die Mücken sind überall. Ich fahre wieder ins Haus und setze mich an den Küchentisch.

Vera hätte herkommen können. Wir wären zu unseren alten Lieblingsplätzen gefahren. Zur Aussicht vom Himmelsberg. Wir wären zu Tante Eva-Lisa gefahren und hätten herrliches Tunnbröd mit Ziegenmolke-Käse gegessen. Ich hätte ihr meinen Arbeitsplatz gezeigt. Wir wären zum Lancierplatz in Svanberget gefahren und hätten die Spinnen abheben sehen. Diese Landschaft, immer noch die gleiche seit unserer Kindheit, und doch anders. In Ödsele herrscht Wohnungsmangel. Neben dem Reprozentrum gibt es den Tierpark und das Wildnis-Hotel. Alle Kurven deuten steil nach oben. Athena hat das Grundstück von der Gemeinde gratis bekommen. Und die Wohnhäuser, die eigentlich abgerissen werden sollten, wurden mit staatlicher Unterstützung renoviert. *Etablierungshilfe für strategische, nachhaltige Unternehmen.* Das Risiko, dass das Zentrum geschlossen wird, ist minimal. Nachdem der Dunst erst an Ort und Stelle ist, muss er erhalten werden, mindestens ein Jahrhundert lang oder sogar mehrere. Sonst kehrt die Hitze, die von den Partikeln abgehalten wird, wieder zurück und es kommt wie in diesem Albtraumszenario, „the termination shock“. Das „Tschernobyl des Himmels“, um es mit den Worten meiner Mutter zu sagen.

Ich weiß, dass Vera hätte hören wollen, wie es mir geht. Jetzt brauche ich es niemandem zu erzählen.

In zwei Stunden beginnt die Schicht. Irgendetwas muss passieren. Ich raffe etwas zu essen aus dem Kühlschrank zusammen, packe alles ein und fahre los.

Die Schotterstraße zum Fluss hinunter ist voller Schlaglöcher. Steine spritzen zu beiden Seiten hoch und an manchen Stellen kann ich nur im Kriechtempo fahren. Es gibt einen dumpfen Knall. Ich hoffe, dass der Dieseltank kein Leck bekommen hat. Hier sind wir immer hingefahren, Papa, Vera und ich. Es war unsere Abendstelle in der Sommerwoche in Lillåsjö. Mama, wenn sie denn überhaupt mitkam, saß zu Hause und arbeitete. Den Grillplatz gibt es noch. Auf dem Boden liegen ein Plastikkanister, ein paar Bierdosen sowie eine zusammengelegte Plane. Ich bleibe im Auto sitzen. Die Sonne über der Ruhe, die Eva-Lisa „Sel“ nennt, daher der Name Ödsele. Die Wassermassen kommen mir abnorm vor, die Strömung ist stark. Wirbelnd bewegt sich das Wasser in wiederkehrenden, niemals identischen Mustern. Ich lasse die Scheibe herunter. Etwas ruft im Wald. Ein Raubvogeljunges? Im Schatten sind es bestimmt 25 Grad. Es ist feucht. Die Mücken kommen rein. Würde man die Augen schließen, könnte man meinen, man wäre am Mississippi.

Ich packe einen Esslöffel und ein halbvolles Glas Moltebeermarmelade aus, das ich mit Joghurt aus dem Tetrapack auffülle. Ich rühre um und esse. Die milde Säure des Joghurts gemischt mit den süßen Beeren.

Diese kommen aus dem Moor, aus den Pflanzen, den Blüten, die sich verwandeln. Dauerregen oder Kälte im Juni

sind verheerend für die Beerenproduktion. Dieses Jahr war es heiß und trocken. Es gab Millionen von Blüten.

Ich lehne den Kopf zurück und dämmere ein. Im Traum werde ich zu einer Drohne, die über dem Sumpfgebiet schwebt und mit ihrem langen Rüssel die orangenen Beeren aufsaugt, reif, schon fast klebrig. Süß, von der Sonne gewärmt. Eine nach der anderen schmilzt im Mund, die kleinen harten Samen knacken beim Kauen.

Das Vibrieren meines Handys weckt mich.

Es ist Viertel nach sieben. Meine Mutter hat sich angewöhnt, mich anzurufen, wenn ich auf dem Weg zur Arbeit bin. Ich lasse es klingeln, dann bekomme ich doch ein schlechtes Gewissen und rufe sie zurück.

Sie hat einen in der Erde vergrabenen Wassertank installieren lassen. Der wird schon nach einem Mal Regen voll. Ein paar Millimeter Niederschlag, und ihre Tomaten haben eintausendfünfhundert Liter Wasser. Sie fragt, wie es mir mit allem gehe, und ich sage, gut.

„Du hast doch bestimmt bald Urlaub?“, fragt sie.

Ich erkläre, dass ich zugesagt habe, den Sommer durchzuarbeiten. Ich brauche das Geld.

„Aber wann ruhst du dich aus?“

„Es ist ja keine so anstrengende Arbeit“, sage ich.

Ich starte den Motor, und das Auto rumpelt auf die Landstraße zurück, meine Mutter verbinde ich über Bluetooth mit der Lautsprechanlage im Auto.

„Wann kommst du mal vorbei?“, frage ich.

„Vielleicht im Herbst oder Winter. Passt dir das?“

„Ja, das passt.“

„Diesen Sommer ist noch so viel zu tun“, sagt meine Mutter. „Mit den Pflanzen und dem Kunstclub jedes Wochenende, dann das Jahrestreffen des Verkehrswegevereins. Und obendrauf noch das Buch. Es geht eins ins andere. So ist das, wenn man in Rente ist. Plötzlich kommt man zu gar nichts mehr.“ Sie lacht.

Es knallt an derselben Stelle wie schon auf dem Hinweg. Sie fragt, was das war, und ich sage, ein Stein, und sie fragt, wo ich bin, und ich sage, am Fluss, „wo Papa, Vera und ich immer waren.“

Sie schweigt.

„Morgen ist es genau ein Jahr seit der Beerdigung“, sagt sie dann.

Ich stelle das Auto vor dem Reprozentrum ab. Es sind ungewöhnlich wenig Autos heute. Menschen in Uniform. Polizei? Meine Mutter und ich beenden das Gespräch. Der Lift macht komische Geräusche, seit das mit dem Steinchen passiert ist, funktioniert aber normal. Es wäre sicherer mit Anhänger und Rampe, wie Milton vorgeschlagen hat, aber dann bräuchte ich jedes Mal jemanden, der mir mit der Rampe hilft. Natürlich könnte ich einen Alltagshelfer beantragen, aber ich weiß nicht, wie das hier funktioniert. Ich setze mich in den Rollstuhl und fahre zum Tor. Blauweißes Absperrband rund um das Gebäude. An der Längsseite, neben dem Eingang, hat jemand in großen roten Buchstaben das Wort HOME aufgesprüht, was, wie jeder weiß, Hand Off Mother Earth bedeutet. Ich sehe meine Kollegen von der Tagschicht den Parkplatz verlassen.

„Was ist passiert?“, frage ich einen jungen Polizisten mit dichtem Bart. Er deutet auf den Ohrhörer in seinem Ohr und bittet mich kurz zu warten. Ich ziehe mein Handy heraus und sehe, dass mehrere Nachrichten eingetroffen sind, während ich mit meiner Mutter telefoniert habe.

Milton: Bleib zu Hause. Die Urvölker-Umwelt-Mafia hat unseren Arbeitsplatz lahmgelegt.

Klara: Bombendrohung. Wir brauchen heute nicht arbeiten.

Norrkraft: Aufgrund unvorhergesehener Ereignisse bleibt das Unternehmen an Standort 31 heute geschlossen. Die Freistellung des Personals geschieht laut Absprache bis auf weiteres. Weitere Informationen folgen.

Das Handy vibriert.

Klara: Lust auf einen Badeausflug?

Ella: Bin schon auf Arbeit. Habe keinen Badeanzug dabei.

Klara: Und wenn wir irgendwo hinfahren, wo man nackt baden kann?

Ella: Ja, okay, ich kenne eine Stelle. Soll ich vorbeikommen?

Klara: Yes. Milton kommt auch mit.

Ich parke im Schatten unter den Kiefern bei den Mietshäusern, lasse die Scheibe herunter und stelle den Motor aus. Die warme Luft ist angenehm auf dem Gesicht. Ich schreibe Klara, und sie antwortet, sie kämen gleich. „Muss nur noch das Picknick einpacken.“ Ich lese noch mal die Nachricht von Norrkraft. Hätte ich Internet auf dem Handy, könnte ich googeln, was passiert ist. Aber ich kann es mir

auch so denken. Die Konflikte waren vorprogrammiert. Wahrscheinlich haben die Aktivisten von Hands Off Mother Earth auf die Nachrichtenmeldung zur Dürre in Indien reagiert. Der Sommermonsun dort scheint auszufallen. Niemand kann mit Sicherheit sagen, ob es am Dunst liegt. Aber es wäre nur wahrscheinlich. Die Auswirkungen sind so oder so verheerend.

Milton und Klara verstauen ihre Sachen im Kofferraum, Milton setzt sich neben mich, nach vorne. Ich frage, ob sie noch etwas gehört haben, aber sie wissen auch nur, dass die Polizei nach einem Sprengsatz sucht.

„Trotzdem nervt es einen“, sagt Milton.

„Was?“

„Na, die Leute! Sie wollen E-Autos, aber keine Kobaltgruben. Fossilfreie Energie, aber keine Windräder. Holzhäuser, aber keine Waldwirtschaft. Lebenswertes Klima, aber keine Partikel in der Stratosphäre. Das ist, als wollten sie ein Restaurant betreiben, und dann fällt ihnen ein, dass alle Rohwaren eine Ausbeutung der Natur bedeuten, also kaufen sie nichts. Da bleibt die Speisekarte ziemlich leer, wenn man das so sagen kann.“

Er fragt, was ich glaube. Ich als „Expertin“.

„Ich habe eher zum naturwissenschaftlichen Teil geforscht“, sage ich. „Wir haben Modelle erstellt. Niemand kann errechnen, was richtig oder falsch ist, selbst wenn man einen Super-Rechner hätte.“

„Aber man kann eine Meinung haben, oder?“, fragt Milton.

„Doch.“

„Und was ist deine Meinung?“



„Wozu?“

„Zur Umwelt-Mafia, den Bombendrohungen.“

„Meiner Meinung nach ist nicht klar, ob es sich um eine Bombe handelt. Ich finde, sie haben das Recht, wütend zu sein, genau wie du es hast.“

„Und du bist nicht wütend?“

„Nein, ich bin müde.“

„Macht Wein dich vielleicht munterer?“, fragt Klara vom Rücksitz aus.

Sie hat einen Kanister Naturwein dabei, weiß. Wir nehmen den Riksvägen Richtung Süden. Fahren einen steilen Schotterweg zum Fluss hinunter, bis zu einer Badestelle hinter einer Landzunge, wo das Wasser still und tief ist. Papa, Vera und ich waren mal dort. Ich lade per Fernbedienung den Rollstuhl aus. Milton schiebt ihn zur Fahrertür. Außer uns ist niemand hier. Es gibt einen kleinen Kiosk, der inzwischen ein Museum ist. Seit Jahrzehnten wird hier kein Eis mehr verkauft. Der Plastikclown auf seinem Betonfundament ist von Blasenflechten und Moosarten überzogen, von denen ich nicht genau weiß, wie sie heißen.

Wir lassen uns in der Sonne auf der Wiese nieder. Klara hat Decken ausgebreitet. Milton schneidet getrocknetes Rentierfleisch in dünne Scheiben. Klara reicht jedem von uns einen Becher Wein.

„Danke, ich muss fahren“, sage ich.

„Ich kann ja den Rückweg übernehmen“, sagt Milton und trinkt einen Schluck.

Ich schaue ihn an.

„Auf dem Promilleweg“, sagt er. „Ich fahr supervorsichtig, versprochen.“

Promilleweg bedeutet, die Schotterstraße um den Moltebeersumpf und dann über die alte Brücke Richtung Stadt. Bedeutet, dass wir durch Lillåsjö kommen.

„Setzt ihr mich zu Hause ab?“, frage ich.

„Ja, klar.“

„Und holt mich morgen früh?“.

„Jepp.“

„Aber ist es wirklich schlau zu trinken, wenn du noch fahren musst?“, frage ich.

„Kein Problem. Ich passe echt auf.“

Milton zieht sich aus und rennt ins Wasser.

Ich dachte, es würde sich komisch anfühlen, mit ihnen nackt zu baden. Ich bin ruhig. Setze mich nackt in den Rollstuhl, fahre vor bis zum kleinen Sandstrand und stütze mich bei den wenigen Schritten bis ins Wasser auf Klaras Arm. Der Grund ist steinig. Sie hilft mir, bis es tief genug ist, um zu schwimmen.

Kühl. Fast schon kalt. Erfrischend auf eine Weise, dass es einen wach macht, obwohl man bereits wach ist. In einer anderen Welt wäre ich eine, die jeden Morgen vor der Arbeit ins Wasser springt.

Klaras Unterarm ist kalt und feucht, als wir zu meinem Rollstuhl zurückkehren. Ich setze mich, fahre zur Decke, steige aus, hülle mich in ein Handtuch, lege mich auf den Rücken.

„Noch jemand Wein?“, fragt Klara, die sich neben mich gesetzt hat. Ich vermute, dass Milton nickt, und höre, wie sie zwei Becher einschenkt.

„Ella?“, fragt sie.

„Gleich“, sage ich. „Muss mich erst ausruhen.“

Am Himmel zwei Schichten Wolken: Kumuluskissen in niedriger Höhe, Zirruswolken weiter oben. Und über allem der Dunst, milchig wie verdünnte Deckenfarbe in einem Eimer. Klaras und Miltons Stimme verwandeln sich in Geräusche. Eine leichte Brise fährt durch die Espen. Es ist die Fassung der Blätter, die anders aussieht und die dafür sorgt, dass das Laub zittert. Viele schneiden einen Ring aus der Rinde der Espen, einmal um den Stamm herum, um sie zu töten, denn ihre Wurzelschößlinge können nervig sein. Papa führte regelrecht Krieg gegen sie. Mein Körper will in die Erde hinab, so schwer. Einzelne Julivögel. Blätterrauschen und Zwitschern. Als ich die Augen schließe, kommt der Schlaf wie ein Komet.

Ich erwache von Miltons Rufen, er steht am Grill. Er hat Feuer gemacht. Es gibt Regenbogenforelle. Ich setze mich auf.

„Wie lange habe ich geschlafen?“

„Eine Stunde, zwei?“, sagt Klara, die auf der Decke sitzt und liest, ihren Becher in der Hand.

Wir essen Fisch und Kartoffelsalat. Ich esse schweigend und viel zu schnell und trinke Wein in großen Schlucken, während ich Klara und Milton zuhöre, die Geschichten von früher erzählen.

Stunden vergehen. Wir reden lauter. Der Wein wirkt, ich werde fröhlich. Am anderen Ufer geht die Sonne unter. Es ist immer noch warm. Milton erzählt, wie er mal mit seiner Familie in Kopenhagen war. Er verlor den Anschluss an die anderen und ging in eine Bar, wurde von ein paar Tanten zum Bier eingeladen, bis er so betrunken war, dass er auf dem Schoß einer von ihnen einschlieft.

„For helvede!“, rufe ich auf Dänisch, und sie lachen.

„Ich war dreizehn, sah aber aus wie zwanzig“, sagt Milton. „Ich hatte schon Bartwuchs. Behauptete, ich sei ein Austauschstudent aus Pakistan, meine Familie lebe in den Bergen, meine Eltern hätten extra für mich gespart. Wir sprachen Englisch, sie fanden mich ‚sød‘.“

Wir baden noch einmal. Diesmal geleitet Milton mich vom Rollstuhl ins Wasser. Er schwimmt zu Klara hinaus, sie umarmen sich. Ich lege mich auf den Rücken und lasse mich treiben. Sehe ein Flugzeug und den Mond.

Etwas weiter draußen wird die Strömung stärker. Als ich die Beine herunterlasse, habe ich keinen Grund unter den Füßen. Ich versuche Richtung Ufer zu schwimmen, komme aber nicht voran. Eher trägt es mich flussabwärts.

„Ich glaube, ich treib ab!“, rufe ich.

„Kannst du hierherschwimmen?“, fragt Klara, aber ich kann nicht.

Ich strengte mich an. Bestenfalls stehe ich still. Milton und Klara werden hektisch. Milton krault zu mir, während Klara ans Ufer läuft und einen rotweißen Ring von einem Gestell nimmt. Sie wirft ihn aus. Milton fängt ihn und kommt damit zu mir. Wo ich bin, kann auch er nicht Richtung Ufer schwimmen. Wir klammern uns beide an den Ring und Klara zieht am Seil, so fest sie kann. Wir nähern uns dem Ufer. Die Füße erreichen wieder den Grund.

„Shit, stellt euch vor, es hätte keinen Rettungsring gegeben“, sagt Milton, als wir wieder auf der Decke sitzen.

Klara schenkt Wein nach.

„Auf das liebe Leben“, sagt sie und wir stoßen an.

Wir trinken schweigend. Als wir uns beruhigt haben, fragt Klara Milton, wie es seinem Bruder gehe.

„Dem Pizzabäcker?“

„Nein, dem anderen.“

Miltons hat vier Geschwister, seine beiden Schwestern leben in der Hauptstadt, haben gutbezahlte Jobs, Kinder und protzige Eigenheime. Die eine ist mittlere Führungskraft in einer Apothekenkette, die andere Maklerin. Von seinen Brüdern hat keiner nach dem Gymnasium studiert oder eine Ausbildung gemacht. Der Jüngste arbeitet in der Pizzeria ihres Vaters, während der ältere in den Sozialen Medien immer wieder mit Uhren am Handgelenk zu sehen ist, die ein Vermögen kosten müssen.

„Ganz okay. Er ist wohl mit einem Kratzer davongekommen und inzwischen wieder raus aus der Klinik“, sagt Milton und zeigt uns ein Foto von einem muskulösen, lächelnden Mann mit einem Verband um den Kopf.

„Wurde ihm in den Kopf geschossen?“, fragt Klara.

„Nur ein Streifschuss, so hier“, sagt Milton und fährt sich rasch mit der Hand durchs Haar.

Keiner aus der Familie stehe in engerem Kontakt mit seinem Bruder, erzählt er, alle Neuigkeiten würden sie über die Sozialen Medien erfahren.

„Soweit ich sehen kann, gibt es zwei Möglichkeiten“, sagt Milton. „Entweder schafft er es raus aus der Scheiße, oder er wird höchstens dreißig.“

Milton fragt, wie es Klaras jüngerem Bruder gehe.

„Er ist anscheinend safe, zumindest vorübergehend“, sagt sie.

Ihr Bruder habe bereits im Gymnasium nahezu alles an Drogen ausprobiert, was zu kriegen war. Nach einer Art Entziehungskur in Vilhelmina sei es nun endlich etwas

besser, er bekomme Tabletten auf Rezept und arbeite Teilzeit in einer Batteriefabrik.

„Meine Eltern kümmern sich um ihn. Das heißt: sie passen auf wie die Schießhunde, dass er kein dummes Zeug macht. Es ist ... ziemlich stressig, alles.“

„Wolltest du deshalb von zu Hause ausziehen?“, frage ich.

„Ich wollte nicht ausziehen. Also, eigentlich. Ich weiß nicht, wie es euch geht, aber manchmal muss man einfach nur weg.“

Ich nicke. Das Gespräch wendet sich mir zu, meinen Eltern, meiner Schwester. Beide wissen, dass Dinge passiert sind. Klara sagt, es sei okay, wenn ich nicht darüber reden könne.

„Geht schon. Ich möchte es erzählen“, sage ich, und sie schauen mich an.

Ich trinke, obwohl ich weiß, dass der Becher leer ist.

„Es ist nur ... so schwierig.“

„Mach dir keinen Stress“, sagt Klara. „Das kommt, wenn es kommt.“

Ich blicke in die Dunkelheit und höre mich selbst sagen:

„Ich glaube, am besten wäre es, wenn ich mich hinsetzen und alles aufschreiben würde.“